

Felicia Englmann (Hrsg.)

# Draußen

Reportagen vom Rand der Gesellschaft

**REDLINE** | VERLAG

© des Titels »Draußen« (978-3-86881-335-7)  
2013 by Redline Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.redline-verlag.de>

# Sich nach draußen begeben

## *Ein Vorwort*

Die Wahrheit ist schnell recherchiert. Laut Statistik der Bundesagentur für Arbeit waren im September 2012 in Deutschland 6,1263 Millionen Menschen nicht erwerbstätig – weil sie keine Arbeit finden, Kinder betreuen, krank sind oder wegen einer Behinderung nicht arbeiten können. 2,788 Millionen Menschen waren arbeitslos im engeren Sinn, weil sie erwerbsfähig sind, aber keinen Job haben. 4,5 Millionen Menschen beziehen Arbeitslosengeld II, auch »Hartz IV« genannt – weil sie seit Langem keinen Job finden, nicht arbeiten können oder weil der Lohn nicht zur Grundsicherung reicht. 7,3 Millionen Schwerbehinderte leben laut Statistischem Bundesamt in Deutschland. Nicht jeder von ihnen findet Arbeit. Nicht jeder kann arbeiten. Arbeit und damit Einkommen sind jedoch die wichtigsten Schlüssel zur Teilhabe an der Gesellschaft. Wer »draußen« ist, entscheidet die finanzielle Situation: Haste nix, biste nix. Denn Leistungsgesellschaft bedeutet heute, dass in ihr derjenige Erfolg hat, der am meisten verdient – und nicht unbedingt derjenige, der am meisten leistet oder am härtesten arbeitet. Niedriglöhne und Zeitarbeitsverträge haben zur Folge, dass mancher auch bei Vollbeschäftigung unter der Armutsgrenze lebt, manchmal unter dem Existenzminimum. Er kann »aufstocken« auf Hartz IV. Mancher verzichtet stolz und geht stattdessen ins Sozialkaufhaus oder zu einer der 900 Tafeln in Deutschland, die gespendete Lebensmittel an diejenigen verteilen, die sich nicht einmal mehr den Discounter leisten können.

Als arm gilt in Europa, wer über weniger als die Hälfte des Durchschnittseinkommens seines Landes verfügt. In Deutschland waren

es beim letzten Armutsbericht der Bundesregierung 12,7 Prozent. Der aktuelle Armutsbericht entfachte im Herbst 2012 Streit um die Definition von Armut – der sich auch darauf auswirken wird, wie eng oder weit der Staat künftig die sozialen Netze stricken wird. Deutlich zeigt der seit Herbst 2012 diskutierte neue Armutsbericht: Die reichsten 10 Prozent der Deutschen verfügen über mehr als die Hälfte des gesamten Privatvermögens in Deutschland. Die Hälfte der Bevölkerung hat dagegen keinen nennenswerten Anteil an diesem Gesamtvermögen – nur 1 winziges Prozent. Diese Menschen haben nahezu kein Ersparnis, kein Vermögen. Jedes fünfte Kind in Deutschland ist arm, meldet zudem der Deutsche Kinderschutzbund. Jedes siebte Kind unter 15 Jahren lebt von Hartz IV, verrät die Statistik zur Grundsicherung der Bundesagentur für Arbeit.

Dass hinter all den Zahlen Menschen und Schicksale stehen, ist schnell dahingesagt. Wie sich das Leben am Rand der Gesellschaft anfühlt, wie schnell man draußen sein kann und wie einen dann diejenigen betrachten, die drinnen sind, das steht jedoch nicht in den Zahlen. Einige mutige Journalisten haben es sich zum Ziel gesetzt, das Leben am Rande der Gesellschaft zu erkunden. Es mit ihren Reportagen hineinzuholen in die guten Stuben der Leistungsgesellschaft. Mit ihren Selbsterfahrungsberichten tragen sie ein Stück weit dazu bei, dass die Menschen draußen Gesichter bekommen, Stimmen und Stimmungen. Im Internet nachschlagen kann jedermann. Das Verdienst der Reporter im Selbstversuch ist, echte Menschen, echte Gefühle und echte Erfahrungen vorzustellen. Aus Zahlen echtes Leben zu machen. Wie es jeder eines Tages erleben kann – denn draußen ist man schneller denn je. Sogar das verraten die Statistiken der vergangenen Jahre. Der jüngste Armutsbericht. Die Tafel-Mitarbeiter, die von größer werdendem Andrang berichten.

Günter Wallraff und Michael Holzach gehören zu den Pionieren der Sozialreportage in Deutschland. Sie waren als Reporter schon »ganz unten« und »draußen«, als die Mehrheit ihrer Kollegen nur vom

Schreibtisch aus oder in Gesprächen mit Sozialarbeitern über diejenigen berichteten, die mit dem Nötigsten zurechtkommen müssen. Wallraff und Holzach waren und sind Vorbilder vieler Kollegen, die ebenfalls ausprobieren, wie sich das Leben am Rande der Gesellschaft anfühlt.

Außer den Reportern ist niemand freiwillig dort. Draußen zu sein ist ein Tabuthema, immer noch. Wer kann, verschleiert seine Situation. Niemand steht gerne am Rand. Niemand ist stolz darauf, arm oder ausgegrenzt zu sein. Umso wichtiger ist es, auch diese Menschen im Blick zu behalten und ihre Lebenssituation zu verstehen. Die sich bemühen, den Anschluss an die Gesellschaft nicht völlig zu verpassen, denn das möchte niemand. Kein Teil der Gesellschaft mehr zu sein, die als normal gilt, ist das Schlimmste für diejenigen, die keine Arbeit finden, behindert sind, mit Niedriglohnjobs eine Familie durchbringen oder aus dem Ausland kommen, um in Deutschland ihr Glück zu versuchen. Oder für diejenigen, die auch das alles hinter sich gelassen haben und auf der Straße leben, draußen auch aus den sozialen Netzwerken und Hilfsmechanismen. Denn wer draußen ist, wird für den Rest der Gesellschaft schier unsichtbar.

Ein wenig mehr Wahrnehmung für diese Menschen zu entwickeln, ein wenig mehr Verständnis für ihre Situation, ihren Alltag, ihre Version der Realität in der Leistungsgesellschaft – das sind die Aufgabe und das Ziel der Autoren dieses Bandes. Ihre Reportagen wirken, indem sie für den Leser erfahrbar machen, was unvorstellbar erscheint: ein Leben am Rande der Gesellschaft. Wer aufmerksam liest, wird in diesen kurzen Einblicken sehen, dass draußen zu sein normaler ist, als er erwartet. Gesellschaft ist schließlich nichts Abstraktes, sondern die Summe ihrer Mitglieder. Jeder einzelne Mensch ist Gesellschaft. Daher ist auch kein Mensch jemals wirklich »draußen«. Er wird nur zum Außenseiter, zur Randgruppe, zum Schwachen gemacht – von den Normen, welche die Leistungsgesellschaft sich selbst aufgestellt hat. Die Menschen »draußen« sind mitten un-

ter uns. Wir sehen sie nur nicht. Dieser Band soll dazu beitragen, sie sichtbar zu machen. Sie aus der Statistik und dem Armutsbericht herauszuholen als Bürger, die weniger Chancen und Glück hatten als andere, aber ihre Suche nach Glück und Erfüllung, innerhalb oder außerhalb der Normgesellschaft, nicht aufgegeben haben. Denn ob reich oder arm, am Ende zählt für den Einzelnen, ob er ein zufriedener Mensch ist. Und zufrieden ist, wer Achtung und Respekt erfährt – unabhängig vom Einkommen. Zufriedenheit lässt sich nicht messen, sondern nur erleben und erfühlen. Aber es ist die eigentliche Wahrheit.

*Felicia Englmann (Hrsg.)  
München, im November 2012*

# Deutschland umsonst

Von Michael Holzach

Die Reportage von Michael Holzach ist ein Klassiker des deutschen Journalismus. Im Jahr 1982 wanderte er zu Fuß und ohne Geld von Hamburg an den Bodensee und zurück, nur begleitet von seinem Hund Feldmann. Holzach war Reporter bei der *Zeit* und schrieb über soziale Themen. Sein Buch *Deutschland umsonst. Zu Fuß und ohne Geld durch ein Wohlstandsland* (Hoffman & Campe), aus dem hier folgende Auszug stammt, erzählt davon. Als der ungewöhnliche Reisebericht 1983 verfilmt werden sollte, stürzte Feldmann in Dortmund-Dorstfeld in die Emscher. Michael Holzach sprang ihm nach und ertrank. Er wurde 36 Jahre alt. In seinem Buch nennt er die Emscher »mein Totenreich«.

Erleichtert lasse ich die Beine fliegen, der Rucksack tanzt mir auf dem Rücken, Feldmann schießt aufgekratzt durch das Bergische Land. Es geht durch enge, geduckte Täler, über kleine, gedrungene Hügel, durch Wälder und Felder. Tiefe Wolkenbänke entladen sich immer wieder mit solcher Heftigkeit, dass mir das Wasser aus dem Bart läuft. Dann hellt es wieder auf, die Wälder beginnen zu schwitzen und dampfen in dichten Nebelschwaden die Nässe aus sich heraus. Laut Bibel hat die Sintflut vierzig Tage gedauert – diesmal scheint es der liebe Gott in der halben Zeit zu schaffen, denn das Land ertrinkt. Die Kühe stehen bis zum Euter im Morast, der einmal Weide war, feuchtes Getreide läßt die Köpfe schwer hängen, schwarze Heuhaufen faulen zu Kompost, überreife Wiesen sind längst fällig für den ersten Schnitt – es muss bald Juli sein!

In den Gärten der Bauern stehen Pfützen, groß wie Seen, die grünen Erdbeeren liegen im Dreck, die Kirschen platzen unreif an den Bäumen. Ein Anblick des Jammers. Wie sehr habe ich mich aufs Erdbeer- und Kirschenklauen gefreut. Allein die Johannisbeeren schaffen es, weiß der Himmel wie, auch ohne Sonne süß zu werden. Von ihnen vor allem ernähre ich mich tagelang, sie geben zwar wenig Kraft, dafür aber genügend Vitamine, um mir in diesem Wetter die Grippe vom Hals zu halten. Bei Übersetzig überquere ich die Sieg. Auf der Brücke reizt es mich sehr, einen hohen Regenbogen in den Fluß zu pinkeln. Wegen des Hochwassers lass ich es dann doch lieber bleiben, denn aus mir soll der Tropfen nicht kommen, der das Gewässer zum Überlaufen bringt. Dafür hebt Feldmann, als sei's Gedankenübertragung, hier über der Sieg zum ersten Mal in seinem Leben das Bein. Statt wie eine Hündin in die Hocke zu gehen, steht er nun auf drei wackeligen Beinen, grätscht das vierte im stumpfen Winkel weg und fünf, sechs Spritzer verfehlen die Brückenlaterne nur knapp. Ich bin stolz auf meinen Hund! Seit ich ihn aus dem Tierasyl befreit habe, hat er sich auch sonst gut entwickelt, die Brust ist trotz der schlechten Ernährung breiter geworden, das Fell dichter und mit der wachsenden Kraft hat auch das Selbstvertrauen zugenommen. Seine Ausflüge in die Wälder sind keine scheuen Erkundungsgänge mehr wie früher, als er sich alle zehn Schritte hilfeschend nach mir umsah, selbstständig stöbert er heute durch die Gegend, den Schwanz aufrecht wie eine Standarte. Kein Gatter ist ihm zu hoch, kein Graben zu breit, ich muss manchmal energisch mein »Feldmann, Fu-uuß!« brüllen, bis er sich widerwillig dazu durchringt, von einem fliehenden Hasen abzulassen, dem er jaulend und japsend auf den Fersen war.

Je weiter wir nach Süden gehen, desto einsamer wird das Land. Die Großstädte sind fern, die Dörfer ärmlich und damit in meinen Augen schön. Die Bewohner scheinen kein Geld zu haben, um ihre alten Fachwerkhäuser abzureißen oder mit Eternitplatten zu verschandeln, Supermärkte, Selbstbedienungstankstellen, selbst die

fahnegeschmückten Niederlassungen der Japanautos fehlen meist und die Kreissparkasse ist nur mit einer unscheinbaren Haltestelle für den Geldbus vertreten, der einmal in der Woche hier die Runde macht. Auf dem Schwarzen Brett von Giesenhausen am Fuße des Westerwaldes ist zu lesen, dass die rheinland-pfälzische Landesbildstelle am nächsten Montag mit dem fahrbaren Röntgenshirm eine kostenlose TB-Reihenuntersuchung vornehmen will, zu der der Gemeinderat die Bevölkerung herzlich einlädt. Mobil ist auch der Textilhändler, der seine Ware auf der Hauptstraße direkt ab PKW verkauft: Socken und Kinderbekleidung liegen nach Größen sortiert auf der Motorhaube, Oberhemden auf den Rücksitzen, die Miederwaren lagern diskret im Kofferraum. Vor dem Gewerbeaufsichtsamt braucht man sich hier in der Einsamkeit des Westerwaldes nicht zu fürchten.

Einsam ist es hier wohl auch, weil der Dauerregen in diesem Jahr die Touristen vertrieben hat. Überall verweisen die »Zimmer frei«-Schilder der kleinen Pensionen und Gasthöfe auf eine schlechte Saison. So habe ich das Land ganz für mich, aber auch die Leute sind besonders aufgeschlossen, sie grüßen betont freundlich und scheuen oft nicht einmal die Mühe, eine Karte zu holen, um mir den Weg zu erklären, meinen Weg in Richtung Heppenheim. Und weichgeregnet, wie ich bin, habe ich kaum Schwierigkeiten, mein Nachtquartier zu finden. Selbst die scheuesten Bauern lassen mich in ihren Scheunen schlafen und vergessen all ihre Ängste, die ihnen Eduard Zimmermann & Co Monat für Monat am Bildschirm eingebleut haben:

»Es klingelt. Frau G. geht zur Tür, öffnet – und >kämpft gegen einen Kraken<, wie sie später aussagt. Denn überall sind seine Hände, greifen nach ihr, tun ihr weh, ekeln sie. Dabei hätte sie >diesem verwahrlosten, schmutzigen Typ< bestimmt nicht aufgemacht, hätte sie ihn nur vorher gesehen. Ja – hätte sie. Dabei ist es so einfach, dafür zu sorgen, dass man vorher sieht, wer zu einem will. Ein moderner Weitwinkeltürspion kostet nur einige Mark und er ist auch im Nu



eingesetzt. Mieter sollten allerdings ihren Vermieter vorher fragen; da ihm das Wohl seiner Mieter am Herzen liegt, wird er die Genehmigung kaum verweigern.

Wenn schon der Sichtkontakt zum Besucher nicht möglich ist, sollte zumindest ein Hörkontakt hergestellt werden, über die Gegensprechanlage oder – notfalls – durch die Tür. In jedem Fall sollte man Fremden die Tür immer nur mit vorgelegter Sperrkette öffnen, denn schließlich gibt es ja auch den Wolf im Schafspelz, rät die Kriminalpolizei.«

Mir dagegen trauen die Leute hier auf den ersten Blick. Ich werde ja wohl die Scheune nicht anstecken, das Haus nicht ausräubern, die Frau in Ruhe lassen, es passiert ja so viel im »Fennseh«, da sieht man es ja mit eigenen Augen. Nein, sag' ich, ich werde nicht, bin viel zu müde, und was soll schon brennen, es ist ja doch alles nass. Auf einem einsam gelegenen Gehöft hinter Niederirsen bekomme ich sogar Bratkartoffeln mit Spiegelei und Feldmann Küchenabfälle die Menge, in Thal bei Roth bringt mir die Bäuerin vom Hahnenhof für die Nacht trockene Unterwäsche und Socken ihres Mannes in die Scheune, bis sich meine Sachen am Küchenherd ausgetropft haben.

Professionelle Gastfreundschaft wird mir im Kloster Marienstatt geboten, das im Nistertal mitten in der Abgeschiedenheit des hohen Westerwaldes seine monumentale Pracht entfaltet. Gerade erst bin ich so ehrfurchtsvoll, wie das der frontale Gebirgsregen nur eben zuließ, übers alte Kopfsteinpflaster zwischen verwitterten Grabplatten auf das herrschaftliche Mönchsschloss zugestieft, habe mit meinem ganzen Gewicht die schwere Eichentür aufgestoßen und stehe nun, vor Nässe triefend, vor marmornen Engeln und Heiligenfiguren umstellt, in der grandiosen Empfangshalle des Klosters, da entriegelt der Bruder Pförtner auch schon eine Sprechluke und fragt: »Darf ich Ihnen eine kleine Speise bringen lassen, Sie sehen so aus, als könnten Sie's gebrauchen?« Überrascht, wie sehr man sich in dieser welt-

abgewandten Frömmigkeit offensichtlich noch den Blick für die Realitäten erhalten hat, setze ich mich auf einen kunstvoll geschnitzten Stuhl vor einem runden Tisch und lasse mich bedienen. Ein junger Mönch in weißen, wallenden Gewändern liest mir alle Wünsche von den Augen ab: Die Tomatensuppe ist so gut, wie es eine gewöhnliche Tomatensuppe eigentlich gar nicht sein kann, der Kochfisch zergeht auf der Zunge, die Götterspeise ist himmlisch. An den Hund unterm Tisch denkt mein frommer Kellner, beim heiligen Franziskus, ganz von selbst und bringt so viele Knochen und Kartoffelreste, dass Feldmann fast vor dem Futterberg kapituliert hätte.

Aber mit dem göttliche Mal ist der Service des Mönchs, der sich mit »Frater Ambrosius« vorstellt, noch lange nicht erschöpft. »Kommt ein Wanderer des Wegs, so beherberge ihn wie den Heiland selbst«, zitiert er eine Ordensregel der Zisterzienser und fragt rhetorisch, ob ich nicht ein wenig bleiben wolle, das richtige Wanderwetter sei das ja nun wirklich nicht, außerdem stehe der heilige Sonntag vor der Tür. Etwas Ruhe und innere Einkehr, bis die Sachen wieder trocken sind, können nicht schaden. Fast dankbar greift der Geistliche zum Telefon und regelt meine Unterbringung.

Die Kammer, in die mich Ambrosius führt, ist karg möbliert, das Bett unterm großen Holzkreuz kaum gefedert und das Waschbecken wenig größer als die Weihwasserschale neben der Tür. Ein bisschen spartanisch für den Heiland, denke ich. Auf körperliche Behaglichkeit wird wenig Wert gelegt, dafür ist für das Seelenwohl gesorgt: Am Schrank, dort, wo in Hotels gewöhnlich die Preisliste hängt, befindet sich eine Liste mit den »Offizien«, den sechs Gebetszeiten: »5.15 Uhr Laudes, 6.15 Uhr Terz, 12.55 Uhr Sext, 15.30 Uhr Vesper, 17.30 Uhr Matutin, 20.00 Uhr Komplet.«

Kaum habe ich meine nassen Kleider mit der klammen Wechselgarderobe getauscht, meine Haare trockengerieben und im Spiegel einen von asketischer Selbstkasteiung ausgemergelten Jesuiten

betrachtet, da ruft mich die Kirchenglocke auch schon zur Komplet. Neugierig folge ich dem hellen Läuten, eile durch den Klosterfriedhof – und entschwebe in eine andere Welt. Erhabene Orgeltöne heben mich schon im Eingang auf die Zehenspitzen und eine Gänsehaut der Ergriffenheit überzieht meinen Rücken. Das fast menschenleere Kirchenschiff liegt im Halbdunkel der Dämmerung, die, von buntem Fensterglas gebrochen, den Raum in ein diffuses, warmes Licht taucht. Der Altar aber ist hell erleuchtet. Vor ihm sitzen sich die Mönche auf doppelreihigem Chorgestühl wie in einem mittelalterlichen Konzil gegenüber und singen ihre schönen Psalmen im sonoren Wechselgesang: »Laudate nomen Domini«, klingt es von der einen Seite, »Laudate servi Dominum«, antwortet sanft die andere. Die Harmonie ist nahezu beängstigend, es gibt nichts, woran sich die Sinne stoßen könnten, nicht einmal der Weihrauch zwickt mir in der Nase, wie sonst in katholischen Kirchen. Licht, Farben, Töne, alles steht vollkommen miteinander in Einklang und fügt sich in die klaren Linien der Kathedrale. Hingegeben sitze ich in einer der vorderen Bänke und genieße das sakrale Schauspiel, denn ist der Bauch gefüllt und das Bett gemacht, erwachen mir wieder die Sinne für das Höhere. »Laudate nomen Domini ... «

Am Ende des Psalms beugen sich alle Brüder nach vorne und blättern raschelnd in ihren dicken Gesangbüchern, was sich anhört, als schreckte ein Schwarm Fledermäuse hoch. Die Geistlichen folgen dabei dem Beispiel eines Mannes mit kurz geschorenem Silberhaar, der vorn rechts in einer besonders schön geschnitzten Sonderloge sitzt, vermutlich der Abt des Klosters. Ambrosius erkenne ich ziemlich weit hinten, er wirkt älter in dieser würdigen Umgebung, er hat etwas Unnahbares, fast Reines – kaum zu glauben, von ihm gerade mit Fisch bewirtet worden zu sein.

Am nächsten Morgen nach der Terz treffe ich im blendend weiß gekalkten Kreuzgang Ambrosius und erzähle ihm, dass ich ihn gestern abend fast benedict hätte, wie er dort vor dem Altar im Schoße sei-

ner Gemeinschaft von Glaubensgenossen saß. Der da weiß, wo er hingehört, hatte ich gedacht, der weiß, wo es langgeht im Leben auf Erden und im Leben danach, sein Weg ist ihm so eindeutig vorgegeben wie der alltägliche Gebetsstundenplan, alles hat seine feste Ordnung, Zweifel sind ausgeschlossen, auf jede Frage gibt es eine klare Antwort – herrlich!

»Viele, die uns hier besuchen, empfinden so wie du«, sagt der junge Mönch, »die Leute glauben, sie hätten alles, aber bei uns merken sie, was ihnen draußen fehlt.« Dem Novizen, der im nächsten Jahr sein Gelübde auf »Armut, Keuschheit und Gehorsam« ablegen will, ist es nicht anders ergangen. »Ich war ein ganz normaler Junge, habe Fußball gespielt, bin in Discos gegangen, und onaniert habe ich auch.« Aber irgendwann hat ihn der »Zwang zur totalen Befriedigung aller Wünsche« immer unzufriedener gemacht. »Ich wollte raus aus dieser endlosen Glückspirale«, sagt er und lächelt ein wenig zu milde für seine einundzwanzig Jahre. Auf der Suche nach einem Ausweg hat er während der Pubertät mit den Terroristen sympathisiert, deren Bereitschaft zur hemmungslosen Gewalt ihm dann doch unheimlich wurde, anschließend überrollte ihn die Poona-Welle, schließlich überzeugte ihn »der wahre Aussteiger Jesus Christus«. Also auch ein Flüchtling, der die Realität nicht akzeptieren kann, denke ich, und noch dazu einer, der mir auf so zweifelhafte Weise sympathisch ist wie gestern Abend mein Spiegelbild. Arm und keusch laufe ich ja auch schon eine ganze Weile unter meiner Regenkutte herum, entsage trotzig meiner Welt, und wenn Ambrosius das Kreuz des Herrn willig auf sich geladen hat, so schleppe ich halt das Joch meines Rucksacks.

Kaum sind wir im Kreuzgang einmal im Quadrat gegangen, da läutet die Kirchenglocke die nächste sonntägliche Gebetsstunde ein. Aus allen Richtungen eilen die Mönche herbei, formieren sich zum doppelreihigen Gänsemarsch und verschwinden, der Abt vornweg und

Ambrosius als Schlusslicht hinterher, durch eine schmiedeeiserne Tür in Richtung des Gotteshauses.

Im Empfang erlaubt mir der Pförtner ein kurzes Telefongespräch. Der Stimme nach ist Freda noch im Bett. Im Hintergrund höre ich klassische Musik. »Wie geht's?« fragt sie knapp und scheint gar nicht so freudig überrascht von meinem Anruf, wie ich das erwartet habe. »Es geht«, antworte ich, »bin jetzt im Westerwald.« »Sagt mir wenig – ist das am Rhein?« »Nicht direkt«, sage ich und habe Mühe zu erklären, wo ich hier eigentlich bin, »mitten im Wald, so zwischen Köln und Frankfurt – wo wollen wir uns treffen?« Freda erzählt mir, dass sie demnächst mit der Bahn nach Italien fahren will, da könnte sie doch die Reise für ein paar Tage unterbrechen. »Genauerer schreib ich dir noch postlagernd nach Frankfurt.«

Ohne den Feiertag zu heiligen, mache ich mich gleich auf die Socken nach Frankfurt. Sonntage sind für mich ohnehin Feiertage, an denen es nichts zu feiern gibt, denn die Geschäfte sind zu und auf den Straßen quält sich der zermürende Wochenendverkehr. Die Leute in den Dörfern und Kleinstädten, in Hachenburg, Alpenrod und Westerburg, tragen ihren sauberen Sonntagsstaat spazieren, was den Kontrast zu meinen abgerissenen Klamotten noch stärker werden lässt als sonst.

Der wievielte Sonntag mag das nun sein, seit ich Hamburg verließ? Der siebte, der achte oder gar der neunte? Je weiter ich zurückrechne, desto mehr verschwimmen die Wochen. Dem Gefühl nach bin ich schon Jahre unterwegs, hinter mir liegt eine Ewigkeit. Habe ich je etwas anderes gemacht in meinem Leben als laufen, laufen, laufen, ist der Rucksack nicht längst ein Teil meines Körpers geworden, sind die speckig gegriffenen Riemen nicht längst auf den Schultern festgewachsen? Die Suche nach etwas Essbarem, der prüfende Blick in die Obstgärten, die Bäckereien, die Abfallcontainer hinter den Wochenendmärkten, das gespielt schüchterne Fragen nach ei-

nem Platz im Heu, in der leeren Garage oder meinetwegen auch im Bett, dies alles ist mir längst zur blinden Gewohnheit geworden, zum Vagabundenalltag, wie Regen, nasse Füße und talgiger Zahnelag. Mein Weg ist inzwischen mit Routine gepflastert, weg ist das Kribbeln der täglichen Ungewissheit, die gespannte Erwartung des Abenteuers, das hinter jeder Kreuzung lauern könnte, weg ist auch das Glücksgefühl beim Anblick eines Tellers mit Dickmilch und die Verzweiflung, wenn ich irgendwo zurückgewiesen werde. Meine monatelange Wegerfahrung hat mich abgebrüht und ausgekocht; nichts kann mich mehr so recht erschüttern, weder die Haushälterin des Pfarrers in Weilmünster, die, statt mir etwas zu essen zu bringen, die Polizei alarmiert, noch die gute Oma Keller aus Obernhain im Taunus, von der ich ungefragt »Grießklößche mit Ädbern« nach einer kräftigen »Gemüsesupp« bekomme – es ist, als sei meine Empfindungsfähigkeit betäubt, gute und schlechte Erfahrungen nehme ich fast gleichgültig hin, das Besondere gibt es nicht mehr, nichts kann mich mehr so recht aus dem Tritt bringen, stumpfsinnig trotte ich voran.

Was habe ich mich noch vor zwei Wochen über die Parfumschwaden der Königsallee in Düsseldorf ereifert und wie vergleichsweise gelassen ertrage ich nun die duftigen Rosenhecken der Heinrich-von-Kleist-Straße in Bad Homburg. Es ist eine stinkreiche Gegend, wo sich die herrschaftlichen Villen hinter haushohem Gebüsch verstecken, als hätten sie ein schlechtes Gewissen. Wer hier etwas haben will, muss sich erst einmal tiefhinabbeugen, denn anders erreicht man die in Kniehöhe angebrachten Klingelknöpfe an den Eingangstoren nicht. Namen stehen nirgends, dafür geheimnisvolle Initialen. D. SCH. steht bei meinem ersten Kunden. »Hallo, wer ist da«, kommandiert es aus dem Sprechautomaten. »Hallo, ich bin auf der Wanderschaft und wollte fragen, ob ich Ihnen vielleicht für ein Stück Brot zur Hand gehen kann.« »Es ist genug Personal im Haus«, antwortet die weibliche Stimme und legt auf.

Beim Nachbarn, einem gewissen Dr. V, liegt die Klingel etwas höher, aber direkt daneben starrt mich ein Fernsehauge an. Automatisch fahre ich mir durchs wilde Haar. Kurz nachdem ich gedrückt habe, leuchtet ein kleines rotes Lämpchen auf. Achtung Aufnahme. Ich mache mein freundlichstes Gesicht und lege los: »Guten Tag, ich bin auf der Wanderschaft und ...«, das Licht verlöscht, Ende der Sendung. Auch von N. B., C. Z. und A. B. ist nichts zu holen. Unbeeindruckt wechsele ich die Straße und versuche im Philosophenweg mein Glück. Dort hat Dr. Baumstark keine Hemmungen, seinen Namen in großen Lettern an seine Privatklinik zu schreiben. Aber die Küchenchefin fertigt mich eiskalt vor dem Hintereingang ab: »Wenn Sie was zu essen haben wollen, dann gehen Sie doch in den Laden und holen sich was.« Danke für den Tipp.

Unten in der Innenstadt gibt es genug Läden. Wo hole ich mir nun was? Beim Metzger ist zu wenig Kundschaft und zu viel Bedienung, da würde ich sofort auffallen. Im Supermarkt ist zwar viel Betrieb, aber dort habe ich Angst vor den Hausdedektiven und Videospionen. Bleibt nur Kaiser's Kaffeegeschäft, auf Schokolade hab ich ohnedies am meisten Appetit, fast mehr noch als auf gebratene Lammkeule mit Rosmarin, Thymian und viel Knoblauch, mein Lieblingsessen.

Die Süßigkeitenabteilung lächelt mich an. Ein Paket Filterpapier und drei Dosen Kaffeesahne liegen schon in meinem Einkaufskorb, zur Tarnung. Wer Filterpapier und Kaffeesahne kaufen will, der hat auch ein Zuhause, denke ich, da fallen die dreckigen Hosen nicht so sehr auf. Zum Glück ist genügend Betrieb im Laden, die beiden Verkäuferinnen beachten mich nicht. Ich kann also ungestört, wenn auch mit erhöhtem Puls, das Angebot studieren. Um die Preise schecke ich mich einen Dreck. Krokant, Mokka, Vollmilch mit Pistazien, mit Mandeln, mit Haselnüssen, alles ist da und in Mengen, die mich bis München ernähren könnten. Beherrscht greife ich zu, die Augen konzentrieren sich auf die Reaktion der Bedienung. Während ich mit der linken Hand eine Tafel in den Korb lege, gleitet die rechte

sanft unter meine Lederjacke und klemmt die Ware unter der Achsel fest. Keiner hat's gesehen. Scheinbar gelassen gehe ich zur Kasse. Noch während das Fräulein die Preise addiert, bekomme ich einen demonstrativen Schreck. »Wo ist mein Portemonnaie?« frage ich und greife in die leere Innentasche meiner Jacke, »ich muss es zu Hause vergessen haben.« Artig bitte ich die Verkäuferin, meine Sachen einen Moment beiseitezulegen, ich käme gleich zurück.

Kaum bin ich um die Ecke, schlägt die innere Spannung aus Angst und Beklemmung auf einmal um und das herrliche Glücksgefühl aus Kindertagen, als ich bei Kösel in Holzminden zum ersten Mal Luftballons klaute, strömt mir durch die Adern. Mit vier Tafeln »Mocca-Sahne« nehme ich Frankfurt im Sturm. Genau achtzehn Kilometer trennen mich noch von der Frankfurter Hauptpost, wo hoffentlich Fredas Brief auf mich wartet. Je weiter ich mich von Freda entferne, desto näher kommt sie mir, desto wohler fühle ich mich mit ihr, und die Vorfreude auf ein Wiedersehen lässt mich wie auf Watte gehen. Es gibt keine Ängste, keine Bedrängnis, keine bohrenden Fragen nach der Zukunft, es gibt nur die reinste Wolkenkuckuckserwartung, die mir selbst Frankfurts Vororte nicht vermiesen können.

Die ersten Wohnklötze von Bonames stehen erbarmungslos in der abfallenden Mainebene. Halbwüchsige drücken sich an Bushaltestellen herum, die Freundin im Arm, die Kippe im Mundwinkel, und es gärt die ausweglose Langeweile des Feierabends. Die Mopeds stehen startklar auf dem Bürgersteig, noch heute Nacht könnten sie über alle Berge sein, aber niemand scheint zu wissen, wohin es gehen soll, also stehen sie da und warten, bis endlich etwas passiert, egal was. Auf den Fenstersimsen einer amerikanischen Kaserne grünt Marihuana. »Nodopenohope«, heißt der flüchtig hingesprühte Slogan an der Mauer. Jetzt würde ich gern mit einem »Walkman« AFN hören und dabei zusehen, wie die Wolkenkratzer beim Hineingehen in die Stadt in den Himmel wachsen. Wenn schon Frankfurt, dann original! Aber auch ohne Ton ist das Näherkommen der City aufre-